Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 6. 2. Quartal. 1884.

Im Banne der Schuld.

Roman von **Reinhold Cronheim.**

(Fortsetzung.)

[6]

(Nachdruck verboten.)

„So?“ erwiderte Eleonore, „das ist mir sehr angenehm, Sie meinen doch, daß er sich in etwas anderer Weise nach mir erkundigt hat, als er es bei jedem Anderen thun würde, der als Gast unter seinem Dache weilt und der plötzlich unwohl wird?“

„Gewiß, ganz entschieden, er ging sogar noch weiter.“

„Inwiefern?“

„Er gab mir sogar ein Mittel an, Sie, Frau Gräfin, in der schnellsten Weise von Ihrem Kopfschmerz zu befreien!“

„Was? Eine Arznei?“

„Allerdings, aber es war mehr eine seelische wie eine körperliche. Der junge Herr meinte nämlich, ein Spaziergang im Park heute Abend würde Ihnen sehr wohl thun!“

„Das finde ich etwas kühn von dem Herrn, aber es ist sehr möglich, daß ich trotzdem noch einige Augenblicke die frische Luft genieße.“

Der Arzt verbeugte sich verständnißinnig, und wenige Minuten später befand sich die Gräfin allein.

„Geht nur hin, Ihr feiges Gesindel, mir vermögt Ihr nichts mehr anzuhaben, ich halte Euch in meinen Händen und lasse Euch tanzen nach meinem Willen wie Marionetten. Ich weiß es wohl, daß Ihr Gift und Galle im Herzen tragt gegen mich, es ist möglich, daß Ihr Intriguen spinnt, um mich zu verderben, es soll Euch Alles nichts helfen, Ihr sollt mir trotz alledem behülflich sein zu meinem Glück. Ja, Seligkeit würde es für mich sein, wenn ich ihn gewinnen könnte, obgleich ihn meine Augen nur erst einmal sahen in seiner ganzen männlichen Schönheit, mit seinem stolzen Blick, seinem verführerischen Wesen, so würde ich dennoch überglücklich sein, wenn er mich lieben würde, auch wenn er nicht der zukünftige Majoratserbe wäre. Und wäre er heute bettelarm, ja, ginge es ihm so wie mir, daß er sich für das ausgiebt, was er garnicht ist, ich würde ihn dennoch lieben, weil ich ihn für den schönsten, ausgezeichnetsten Mann halte, den ich jemals gesehen habe. Doch es darf vorläufig Niemand ahnen, daß es wirkliche, reine Liebe ist, die mich zu ihm treibt, vor Allem jene Beiden dürfen niemals ahnen, daß mein Herz hier mitspielt, sie sind so schlau und rücksichtslos, sie wissen, daß ein liebendes Weib sich manche Blöße giebt, und Ihnen gegenüber will ich dastehen unnahbar und mit eisig kaltem Herzen, sie sollen nie erfahren, daß mir das Blut rasend durch die Adern rollt, daß ich meiner selbst kaum Herrin bin. Aber sehen will ich ihn noch heute Abend, ich will hören, was er spricht, wie er spricht, und wenn nur ein Fünkchen Leidenschaft für mich in seinem Herzen ruht, ich will es anfachen zur rasenden Flamme, ich will ihn begeistern, daß er nicht mehr sein kann ohne mich.“

Sie trat vor den Spiegel und musterte sich selbst mit aufmerk-



Prinzeß Beatrice von Großbritannien. (Mit Text auf Seite 48.)

samem Blick. Ein wohlgefälliges Lächeln umspielte ihre lieblichen Züge. Denn in der That war sie eine berückend schöne Frauengestalt. Sie bog sich zurück und lächelte sich selbst kokett an.

„Er muß mich ja lieben, wenn ich es will, und ich will es. Nichts soll mich daran hindern, daß ich seine Liebe erringe, aber zunächst soll er noch nicht ahnen, welche Gluth in meinem Innern brennt, erst will ich die seine anfachen, dann kann er es wissen, daß nur ihm allein mein Herz entgegenschlägt."

Eilig nahm sie einen silbergrauen Shawl von der Stuhllehne und warf sich denselben um die Schultern. Noch einen flüchtigen Blick warf sie in den Spiegel.

„Nein, so nicht," sagte sie, und nahm den Shawl von ihren Schultern und legte denselben um ihren Kopf. Wie die goldige Sonne aus grauem Nebel hervorleuchtet, so schimmerte ihr blondes Haar durch die graue Gaze hindurch, sie sah reizend aus unter den Falten des Schleiers. —

Langsam schritt sie die Treppe hinab zum Park.

Es war ein wonniger Sommerabend. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Wipfel der Bäume, eine würzige, wollustathmende Luft herrschte in der weiten Anlage, langgezogen und schwermüthig, aber liebeglühend und sehnsuchtsvoll ertönte der Schlag der Nachtigall im blühenden Fliedergebüsch, jauchzend schmetterte der Buchfink der scheidenden Sonne seinen Abschiedsgruß nach und traulich ertönte das Zirpen der Grille im hohen Grase. Die Natur selbst schien zum Schwärmen herauszufordern, der leichte, kühlende Wind, der kosend mit den Blumen spielte, der feine, durchsichtige Dunst, der sich über die Gräser breitete, Alles forderte ein liebeglühendes Herz heraus, sich zu ergehen in Gottes wunderbarer Schöpfung, Muth und Hoffnung zu schöpfen aus dem Anblick der Natur, um mit eigenen Augen zu sehen, daß das größte und gewaltigste aller Naturgesetze die Liebe ist.

Aehnliche Gedanken mußten entschieden den jungen Grafen Edwin dazu bewegen, die einsamsten Gänge des Parkes aufzusuchen, um allein zu sein, ganz allein mit dem dunklen, unerklärlichen, seligen Gefühle, die zum ersten Mal das Herz des jungen Mannes bewegten.

Silberglänzend und freundlich brach die feurige Scheibe des Mondes jetzt durch das Gewölk, und breitete ein mattes, geheimnißvolles Licht über den Park. Der junge Graf näherte sich jetzt einem der Hauptwege und blieb wie gebannt stehen. Unten sah er in dem zweifelhaften Dämmerlicht eine Gestalt langsam den Weg hinaufkommen, eine unnennbare Bangigkeit erfaßte ihn, er fühlte, wie sein Herz ihm bis in die Kehle schlug, in seinen Schläfen pochte es fieberhaft, er hatte zuerst die Absicht zu fliehen, denn ein bestimmtes Gefühl sagte ihm mit unbestreitbarer Sicherheit, daß sie es war, an die er den ganzen Abend gedacht hatte, die anfing sein ganzes Sein und Wesen zu beherrschen.

Er faßte sich ein Herz und ging die Allee hinab. Die Gestalt kam ihm langsam näher, immer schneller pochte sein Herz, jetzt sah er deutlich, wie die Frauengestalt, denn eine solche war es in der That, zusammenschreckte und stehen blieb.

Schnell eilte er auf sie zu.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich die Ursache Ihres Erschreckens war," sagte er und seine Stimme zitterte merklich, er fühlte sich unsicher in ihrer Gegenwart.

„Ah, Sie sind es, Herr Graf," entgegnete Leonore erfreut. „Ich bin doch recht thöricht, hier zu erschrecken, ich konnte mir doch wohl denken, daß mir in unmittelbarer Nähe Ihres Schlosses nichts Uebles zustoßen kann. Schelten Sie mich doch aus, Herr Graf!"

„Welch' ein Verlangen, gnädige Frau," erwiderte Graf Edwin mit Feuer, „im Gegentheil, ich preise den Zufall glücklich, der es mir vergönnt, einige Augenblicke in Ihrer Nähe verleben zu dürfen."

„Herr Graf," sagte Eleonore schelmisch, „darf ich Ihnen einen Rath geben?"

„Ich bitte recht sehr darum."

„Dann seien Sie nicht so stürmisch unbeschützten Damen gegenüber, Sie werden sonst geradezu unwiderstehlich."

„Sie belieben zu scherzen, gnädige Frau," entgegnete der Graf lächelnd, er verstand den feinen Spott in den Worten Eleonorens, „aber ich muß bitten, mit mir nicht allzu scharf in's Gericht gehen zu wollen, ich bin gerade auf diesem Felde noch ein vollkommener Neuling!"

„Gut, ich will Ihnen glauben, aber dann gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihr erstes Debüt Ihnen alle Ehre macht. Wirklich, Sie werden noch viele Erfolge haben," schloß sie lachend.

„Das glaube ich kaum," erwiderte Graf Edwin ernster, „ich habe garnicht die Absicht, vielen Damen den Hof zu machen."

„Wenn Sie mir nicht soeben gesagt hätten, daß Sie auf diesem Felde ein vollkommener, wenn auch viel versprechender Anfänger wären, so würde ich Ihnen nicht glauben, Graf!" entgegnete Eleonore sanft.

„Weßhalb nicht?" fragte Graf Edwin, der mit geheimen Entzücken bemerkte, daß sie das förmliche „Herr" aus ihrer Anrede wegließ.

„Weil alle galanten Herren leichtgläubigen Damen dasselbe versichern!"

„Wirklich? Das thut mir leid. Wie unterscheibet sich aber dann der Ausdruck einer wahren, starken Leidenschaft von dem Strohfeuer einer bloßen Salonunterhaltung?"

„Aber seien Sie doch nicht gleich so schrecklich ernsthaft, ich glaube, Sie stehen auf dem Punkt, mir eine Liebeserklärung machen zu wollen. Wir kennen einander kaum sechs Stunden, und der Herr Graf, der ein Neuling auf „diesem" Felde sein will, schickt sich an, mein Herz mit Sturm zu nehmen; Graf, Sie sind ein hoffnungsreicher Neuling, und nur aus diesem Grunde möchte ich Ihnen erlauben, mich lieben zu dürfen," lachte Eleonore übermüthig.

„Sie würden mich dadurch unaussprechlich glücklich machen," entgegnete der Graf, „aber —"

„Sie würden vielleicht so vermessen sein, es auch ohne meine Erlaubniß zu thun," unterbrach ihn Eleonore, „wie reizend naiv diese Neulinge doch sein können!"

Sie lachte silberhell, daß es weithin durch den Park schallte.

Graf Edwin fühlte sich ganz bezaubert durch das reizende Geplauder der jungen Frau. Er hatte elegante Damen eigentlich nur aus den wenigen Romanen kennen gelernt, die er während seiner Studienzeit gelesen hatte, hier ging er neben einer solchen, ihr Arm ruhte leicht auf dem seinigen, der Duft der Blumen und das feine, sinnebestrickende Parfüm, das seiner Nachbarin entströmte, berauschten ihn, er wandelte schweigend neben der Frau, die ihn mit feinem Verständniß und geheimer Freude beobachtete. Sein Herz lag klar vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch, sie verstand jede seiner Regungen.

Sie kamen jetzt auf einen freien, vom Monde hell beschienenen Platz.

„Sie sprechen garnicht mehr, Herr Graf," sagte Eleonore weich, „haben Sie Kummer? Bitte, lassen Sie mich theilnehmen."

„O, nein, gnädige Frau, ich fühle durchaus keinen Kummer, im Gegentheil, mir ist so leicht, ich fühle mich so unaussprechlich glücklich, wie nie in meinem Leben."

„Sie haben Anlage zum Schwärmer, Graf, ich glaube, daß sie ein gefährlicher Liebhaber sind."

Sie sah ihn mit einem so sehnsüchtig-verlangenden Blick an, daß es sich wie eine dunkle, bluthrothe Wolke vor seine Augen legte, ein Schwindel ungekannter, unnennbarer Gefühle ergriff ihn, er seufzte tief und angstbeklommen.

„Lassen Sie uns gehen, Graf, es wird spät," sagte Eleonore mit matter Stimme, „man könnte uns im Schlosse vermissen. Es wird auch kühl, es fröstelt mich."

Wie wärmesuchend schmiegte sie sich an ihn an, eine Locke ihres goldigen Haares berührte seine brennende Wange, er preßte sie stürmisch an sich. Einen Augenblick ruhte sie in seinen Armen, einen Augenblick lehnte sie ihren schönen Kopf an sein hochklopfendes Herz, dann riß sie sich los mit sanfter Gewalt.

„Herr Graf, seien Sie nicht unartig, ich bitte," sagte sie mit bebender Stimme, eine Thräne in ihrem Auge schien um Gnade, um Schonung zu bitten.

„O, seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau," stammelte Graf Edwin verlegen, „es wäre mir schrecklich, wenn Sie schlecht von mir denken würden."

„Kommen Sie," sagte Eleonore flüsternd und legte ihre Hand in seinen Arm, „kommen Sie, Graf, ich fürchte mich, länger mit Ihnen allein zu sein."

Sie gingen nach dem Schloß zurück, Leonore schmiegte sich vertraulich an den jungen Mann an, der sich dadurch hochbeglückt und beseligt fühlte.

— — — — — — — — — — — — — —

Kaum hatte sich das Paar von dem freien Platz entfernt, auf welchem die eben geschilderte Scene stattfand, als sich hinter der ziemlich hohen Hecke, die den Platz umschloß, ein Mann erhob, und den Davonschreitenden mit wildem, verstörten Gesichtsausdruck nachsah.

„Sie ist's, es kann kein Zweifel mehr sein," stöhnte er, „o, mein armer Kopf."

Er faßte mit beiden Händen krampfhaft nach der Stirn und preßte dieselbe zwischen seinen Fingern.

„Sie ist's, die Schlange, das Weib, das einst mein Herz bethörte, das meinen armen Kopf verwirrte, ich erkannte sie heute ganz deutlich, als sie vor dem Schlosse vorfuhr. O, Gott, was hat mich dieses Weib einst unglücklich gemacht, und jetzt reißt sie den jungen Herrn mit sich fort. Ich weiß es, man hält mich für verrückt, man würde meinen Worten nicht glauben; würde ich sprechen, so würde man mich wieder dort drüben in das schreckliche Haus sperren, Jahre lang vielleicht, und der Rest des Verstandes, der mir noch geblieben ist, würde dann ganz sicher schwinden. Aber trotzdem weiß ich es, daß in dem stolzen Schlosse Leute wohnen, die schlechter sind, als ich armer Verrückter, der seine Hände wenigstens noch nie mit Menschenblut befleckt hat. Ich weiß es und ich kann es schwören, so wahr mir Gott helfe!"

Er blickte um sich, ob ihn Niemand hörte.

„Aber sehen will ich sie noch einmal, koste es, was es wolle, ich will sie sehen, ich will mit ihr sprechen, und noch einmal in ihre Augen sehen, die jetzt noch viel schöner sind wie früher. Ha, sie sind schlau, dort im Schlosse, alle alten Diener haben sie nach und nach zu entfernen verstanden, es kennt sie hier Niemand mehr. Niemand? Kenne ich sie nicht? Würde ich sie nicht erkennen, selbst wenn sie mir in stockdunkler Nacht begegnete? Aber ich bin ja irrsinnig, ich bin verrückt, auf mein Ge-

schwätz achtet Niemand, und ich ging auch nicht, und wenn man mich tausend Mal von der Schwelle jagte wie einen räudigen Hund, ich wußte, daß sie wiederkommen würde, darum habe ich gewartet, die vielen Jahre, und ich habe mich nicht getäuscht, — obgleich ich verrückt bin!"

Er lachte laut und schaurig, daß es weithin durch den Park schallte.

„Sprechen will ich sie doch," fuhr er fort und streckte drohend die Faust aus nach dem Schlosse, „und dann will ich sie fragen, ob alle ihre Schwüre, die sie mir damals gab, falsch waren, ob sie mir nur das Herz bethörte, um mich elend zu machen. Ich will wissen, ob es nur ein berechnetes Kunststück war, als sie mir in jener Sommernacht zum ersten Mal erlaubte, sie küssen zu dürfen? Aber dennoch liebe ich sie, ich liebe sie heute noch so wahnsinnig wie damals, als ich noch der junge flinke Gärtnerbursche war, und sie die Zofe bei der gnädigen Gräfin. Mag sie gethan haben, was sie will, Gott sei meiner armen Seele einmal gnädig, ich bete sie an, ich liebe sie tausendmal mehr, als mich selbst. Weshalb? Nun, weil ich verrückt bin."

Wieder lachte er schaurig und gellend, dann drehte er sich um, übersprang einige der Hecken und verschwand in dem Dickicht des Parkes. —

Es waren mehrere Tage vergangen. In dem Schlosse ging Alles seinen gewöhnlichen Gang. Graf Möllenberg sah die Damen oft, Eleonore war gegen ihn von einer kindlichen Zutraulichkeit, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, that, was sie ihn nur an den Augen absehen konnte, sie plauderte mit ihm, lachte und scherzte in unbefangener Weise, so daß der alte Herr ordentlich noch einmal auflebte in dem frischen, ewig sprudelnden Wesen seiner jungen Schwägerin.

(Fortsetzung folgt.)

Durch Nacht zum Licht!

Criminal-Novelle von **C. Gorsboth.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit stummer Verbeugung verabschiedeten sich die Herren von dem Sohne des Hauses, der dieselbe artig erwiderte. Als sie durch das vordere Komtoir schritten, trat der Buchhalter Schwarz, der älteste aller Beamten, an seinen Kollegen heran, reichte ihm die Hand und sagte:

„Mein lieber Fernow, wenn Ihnen die feste Ueberzeugung des ganzen Personals, daß Sie an dem Verbrechen unschuldig sind, einigen Trost auf Ihren schweren Weg mitgeben kann, so spreche ich Ihnen dieselbe hiermit aus, wir wünschen Ihnen viel Glück und hoffen auf ein baldiges Wiedersehen."

Eine Viertelstunde später schloß sich die Thür des polizeilichen Untersuchungsgefängnisses hinter den Mann, der wissentlich in seinem Leben nicht das geringste Unrecht begangen hatte.

* * *

„Wes' das Herz voll ist, des geht der Mund über." Dieses Wort scheint geradezu für junge Mädchen erfunden zu sein, denen das Herz zum ersten Male aufgeht vor seliger, innerer Lust, denen die Welt zum ersten Mal in jenem rosigen Schimmer erscheint, daß sie meinen, das ganze Leben bestände nur aus einem ununterbrochenen Frühling, den nichts stören, nichts verwischen kann. Was waren das nur für thörichte, aber doch so lebenswarme, sonnengoldige Gefühle, die das ganze Sein Hedwigs erfüllten, als sie sich an jenem Morgen von Fernow getrennt hatte. Sie war nach Hause geeilt und wußte doch nicht, wie sie dorthin gekommen war, sie wollte arbeiten so gut sie nur konnte, und doch fiel ihr Nadel und Stickerei in den Schooß und die fleißigen, geschickten Händchen darauf, und sie fing an zu träumen, zu träumen, ja wovon? Sie wußte es selbst nicht oder sie wollte es nicht wissen, denn wenn sie sich dabei ertappte, daß sie an einen großen Mann mit dunklen, feurigen Augen dachte, daß er ihr ganzes Sinnen und Trachten eingenommen hatte, so erröthete sie bis tief in den Nacken, sie nahm sich vor, überhaupt an garnichts mehr zu denken, um sofort in denselben Fehler zu verfallen. Dann lachte und sang sie wie früher in glücklichen Tagen, daß die Mutter still den Kopf schüttelte, dann war sie wieder still und eine unbewußte Thräne stahl sich von ihrem Auge los, kein bitterer Tropfen des Schmerzes, sondern süße Wehmuth, ein Gefühl, als müßte sie Abschied nehmen von einem liebgewonnenen Gegenstand um ihn gegen einen besseren, werthvolleren zu vertauschen, lockte diese Thräne hervor.

War es ein Wunder, daß Frau Möhring trotz ihrer Blindheit sehr bald von dem veränderten Gemüthszustand ihrer Tochter unterrichtet war. Noch am Mittag desselben Tages beichtete sie der Mutter Alles, sie verschwieg ihr nichts, ihr Herz hätte auch Schweigsamkeit nicht lange ertragen, und wo sollte sie sich offenbaren, wem anders ihre Lust und ihr Leid anvertrauen?

Frau Möhring mußte ihre Tochter kennen, sie mußte lächeln bei dem verschämten Geständniß, vielleicht dachte sie selbst dabei an jene ferne Zeit, wo die Liebe mit all' ihrer Lust und Qual, ihrem Bangen und Hoffen aber auf Frühlingsfittigen eingezogen war in ihr junges Herz, die Zeiten waren dahin, sie konnte sich nur freuen an dem Glück ihres Kindes.

Aber war es nicht ein gefährliches Spiel, das ihre Tochter spielte? Konnte ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit nicht gemißbraucht werden von einem Unwürdigen? Die Mutter ermahnte und warnte, aber Hedwig setzte allen ihren Reden nur das eine Wort entgegen: „Er ist nicht schlecht, er kann nicht schlecht sein, oder Alles würde Lug und Trug sein auf der Welt."

Hierbei blieb sie, und sie sagte das ihrer Mutter unter Lachen und Weinen. „Er ist nicht schlecht," jubelte es in ihrem Herzen, „er ist brav und treu und rechtschaffen."

Sie dachte nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft, die Gegenwart genügte ihr, sie war unaussprechlich glücklich in dem einen Gedanken. Sie hatte bereits Vieles erlebt das junge Mädchen, sie hatte Tage des Glücks gekannt und bitteren Schmerzes, sie wußte aber nicht, daß eine weise Vorsehung das ganze menschliche Leben so eingerichtet hat, daß es gemischt ist aus Freude und Schmerz. Augenblicklich sah sie Alles nur im rosigsten Licht, aber doch sollten auch ihr Prüfungen nicht erspart bleiben.

Es waren mehrere Tage vergangen, bange Zweifel bestürmten ihr Herz, sie schaute wohl tausendmal von ihrem Fenster herab auf die Straße, ob sie ihn nicht sehen, ob er nicht ein Lebenszeichen von sich geben würde. Vergebens, Tag verrann auf Tag, sie wurde immer trüber und schweigsamer, an die Stelle der früheren ausgelassenen Fröhlichkeit war eine öde Stille getreten. Sollte die Mutter doch Recht gehabt haben, hatte er nur ein frivoles Spiel mit ihr getrieben, sollte er ebenso sein, wie der, vor dem er sie beschirmt hatte? Waren alle Männer so wie er? Liebte Keiner treu und aufrichtig?

Vielleicht war er krank, und es war ihm unmöglich, an sie zu schreiben. Sie war davon überzeugt, daß er es in seinem großen Zartgefühl nicht gewagt hätte, an sie zu schreiben; aber wie, wenn er vielleicht gefährlich erkrankt wäre, wenn sie ihn vielleicht nie wiedersehen sollte? Wenn er sterben sollte und vielleicht begraben werden, ohne daß sie etwas davon erfuhr, er hatte ihr ja schon erzählt, daß er keine Verwandte und nur sehr wenig intimere Bekannte hatte. Dieser Gedanke war ihr nicht so schrecklich, als wenn sie gewußt hätte, daß er sie hintergangen habe, daß er sich jetzt vielleicht über ihre Leichtgläubigkeit amüsirte.

Nein, es hielten ihn unüberwindbare Hindernisse zurück, sie wollte glauben und vertrauen, bis sie vom Gegentheil überführt war.

Die Gewißheit sollte ihr bald werden. Sie ging eines Abends in der Dämmerstunde aus, um ihre Arbeit abzuliefern. Auf der Treppe begegnete ihr der Postbote, der einen Brief für sie hatte. Sie empfing so selten Briefe, daß sie ordentlich zusammenschrak. Ihr erster Gedanke, der ihr Herz so heiß berührte, war der, daß der Brief von ihm war, von ihm, an dem sie immer noch mit ganzer Seele hing.

Hastig trat sie an die kleine Gasflamme, die den Korridor nur spärlich erleuchtete, um den Brief zu lesen. Ein eisiger Schrecken durchbebte ihre Glieder, diese Handschrift kannte sie, es war dieselbe, die vor Jahren, an jenem Unglückstage den verhängnißvollen Brief geschrieben hatte. Was hatte er ihr nur mitzutheilen, woher nahm er die unerhörte Frechheit, sich nach jener demüthigenden Scene noch einmal an sie zu wenden?

Fieberhaft riß sie den Umschlag herab, durchflog die wenigen Zeilen, um gleich darauf die Hände sinken zu lassen und an die Wand zu taumeln. Mit der ganzen Kraft ihrer Seele aber richtete sie sich gleich darauf wieder empor, es war eine plumpe, gemeine Lüge, was der Brief enthielt, Fernow, der Mann, der die personifizirte Rechtlichkeit war, sollte bereits seit mehreren Tagen wegen Verdachtes, einen großen Diebstahl begangen zu haben, verhaftet sein? Niemals, das Ganze war nur ein Mannöver, das sie leicht zu durchschauen meinte, er wollte sie in eine Falle locken, und was sollte das, welchen Zweck sollte das haben? Hatte sie ihm nicht deutlich genug ihre Meinung gesagt, hatte er nicht verstanden, daß sie durchaus nichts mit ihm zu thun haben wollte?

„Wenn sie Näheres erfahren wollte, so sollte sie ihn am Abend um 8 Uhr unten an der Straßenecke erwarten."

Doch gewiß wollte sie ihn sprechen, weßhalb nicht, war sie auch nur ein Mädchen, seine unreine Hand sollte sie nicht berühren, sie fühlte das Weib in seiner ganzen Majestät in sich erwachen, wissen wollte sie es, und wehe ihm, wenn er log.

Sie hatte gerade noch Zeit genug, um nach ihrem Geschäft zu gehen, auf dem Rückweg würde sie ihn dann treffen. Sie hatte Recht gehabt. Als sie zurückkam, sah sie ihn an der Straßenecke stehen. Auch er erkannte sie sofort, er kam ihr eilig entgegen.

„Ah, wie angenehm," sagte er, „ich weiß nur nicht, welche Anrede ich gebrauchen soll?"

„Zwischen uns bleibt Alles beim Alten, das heißt, Sie werden sich daran erinnern, was ich Ihnen das letzte Mal sagte, als wir uns sahen, Herr Blumberg," entgegnete sie mit eisiger Kälte.

„Wie Sie wünschen, Fräulein," erwiderte er pikirt, „aber ich wollte Ihnen einige Mittheilungen machen über eine Person, von der ich annehme, daß sie Ihnen nicht ganz gleichgültig ist."

„Sie sprechen von Herrn Fernow, bitte, nur ohne Umschweife."

„Ja, denken Sie sich nur, wer hätte das je gedacht, daß ein Mann, den wir alle für ein Muster von Treue und Ehrlichkeit hielten, nun schon seit acht Tagen von der Polizei in Untersuchungshaft gehalten wird. Die Verdachtsmomente sollen sich übrigens in einer Weise angehäuft haben, daß eine Ueberführung und Verurtheilung fast zweifellos erscheint. Denken Sie nur 25,000 Mark zu stehlen, wozu kann er solche Summe nur verbraucht haben, er muß sie in einem wahnsinnig leichtfertigen Leben vergeudet haben, denn anders ist es garnicht denkbar, daß er bei dem Gehalt, welchen er bezog, so viel Geld gebraucht haben soll.“

„Ist das Alles wahr was Sie mir da sagen?“

„Gewiß, Fräulein, ich schwöre es Ihnen; ich weiß, daß Sie schlecht von mir denken, ich sehe auch ein, daß ich mich kürzlich von meiner Leidenschaft für Sie hinreißen ließ, mein Benehmen Ihnen gegenüber war geradezu unverzeihlich, aber dennoch wage ich es, Sie zu bitten, darüber hinwegzusehen. — Sie wissen nicht, mein Fräulein, was es heißt, mit einer reinen, heiligen Liebe im Herzen sich von dem Gegenstand seiner Zuneigung kalt zurückgewiesen zu sehen, wie wild die Leidenschaften angestachelt werden, wenn die Liebe so mächtig wird, daß man sich selbst nicht mehr beherrschen kann!“

„Herr Blumberg, wenn es Ihnen möglich ist, schweigen Sie lieber von diesen Sachen. Ich glaube Ihnen weder das Eine noch das Andere. Ich glaube Ihnen weder, daß Sie jemals auch nur den Funken einer Neigung zu mir gefühlt haben, was Sie überhaupt von mir wollen, ist mir vollständig unklar, daß es aber nichts Gutes sein kann, das sagt mir eine untrügerische innere Stimme. Das Zweite, was Herrn Fernow anbetrifft, so halte ich es auch nicht für wahr, es ist möglich, daß sich ein ungerechtfertigter Verdacht auf ihn gelenkt hat, es ist das schon mehr Leuten passirt, daß Herr Fernow aber ein Verbrecher sein soll, das ist nun und nimmermehr wahr, schon deßhalb nicht, weil Sie es mir sagen, und ich weiß bestimmt, daß die Sache sich aufklären wird, und daß er rein und unschuldig dastehen wird, während vielleicht gerade diejenigen Leute, die jetzt so sehr auf ihre Ehrenhaftigkeit pochen, einen ewigen, unauslöschlichen Makel an ihrer Seele behalten werden.“

Sie hatte mit Wärme gesprochen und er sah mit großer Erbitterung, wie dieses Wesen, für welches er mit der ganzen Gluth seines sinnlichen Herzens schwärmte, in heiligem Feuer für diesen Mann, den er haßte und zu Grunde zu richten hoffte, entbrannt war.

„Sie lieben den Herrn Fernow, Hedwig, gestehen Sie es mir!“

„Ihnen würde ich in dieser Beziehung am Allerwenigsten ein Geständniß machen, Sie haben kein Recht, mich danach zu fragen. Doch meine Zeit ist vorbei, ich bedaure, Sie jetzt allein lassen zu müssen.“

Sie nickte leicht mit dem Kopf und schritt stolz an ihm vorüber. Er wagte es heute nicht, sie anzurühren, sie hatte ihn niedergeschmettert, ihm jede Hoffnung geraubt. Oede und zerstört kam ihm sein Dasein vor, er hatte es sich selbst zuzuschreiben. Er fühlte es, er hätte dieses Weib lieben können, ja er hätte sie geliebt, so weit sein egoistisches Herz überhaupt eines so hohen Gefühls fähig war, aber damals ließ es sein unbändiger Stolz nicht zu, sich um die Tochter eines Bankerutteurs zu bewerben.

Und heute? Wie erhaben und unnahbar stand dieses Mädchen ihm gegenüber da, sie hatte es verstanden, sich eine bescheidene Existenz zu gründen, sie hatte Abschied genommen von allen Freuden dieses Lebens, nur um sich ihren Kindespflichten zu widmen. Und er? Er war doch noch nicht verworfen genug, um nicht zusammenzuschauern bei diesem Vergleich. Was hatte er gethan? In schlechter Gesellschaft hatte er große Summen verschwendet, nichts hatte er geachtet auf der Welt, nicht fremde Ehre, nicht einmal fremdes Eigenthum. „Dieb,“ schrie es in seinem Innern, krampfhaft faßte er nach dem Herzen, dort brannte quälende Reue und nagende Gewissensbisse. — Was mochte wohl der jetzt thun, der seinetwegen unschuldig im Kerker saß, der in qualvoller Angst jede Stunde zählte, der auf jeden Schritt horchte, ob er ihm nicht Erlösung bringen möchte. Wieviel Flüche mochte er wohl schon gegen ihn ausgestoßen haben, sagte er ihm damals nicht, daß er der Dieb nicht wäre, schwor er nicht, daß er nicht gestohlen habe? Fernow wußte es, so gut wie er selbst, wer der Dieb war, und war es denn unmöglich, daß die wahre Sachlage nicht doch an das Tageslicht kam? Durch welche Zufälligkeiten waren nicht schon ganz andere Sachen entdeckt worden, war er seiner Sache ganz sicher? Wieder fing ihn an zu frösteln, er rief eine Droschke an, die vorüberfuhr, nur hinweg von hier, nur nicht allein sein, immer unter Menschen wollte er sein, in lärmende Vergnügungen sich stürzen, trinken bis zur Besinnungslosigkeit, nur um auf Augenblicke vergessen zu können, um für wenige Stunden der folternden Angst zu entgehen. Er fuhr nach seinem Restaurant, dort fand er seine gewohnte Gesellschaft, hier sprach man



Landschaftsstudie.

Ein herrliches Motiv, welches sich der Künstler zu unserem Bilde erwählt hat. Schneebedeckte, kahle Bergesgipfel, die, von der scheidenden Abendsonne vergoldet, in mildem Licht erglänzen, rahmen den geheimnißvollen, dunkelblauen Spiegel eines unergründlichen Bergsees ein. Gigantisch hebt sich der Schatten der Berge in dem klaren Wasser ab. An den Bergesabhängen erhebt sich eine Stadt mit ihren weißen Häusern und flachen Dächern, sie giebt der wilden Felsparthie ein malerisches, friedliches Aussehen. Der Vordergrund unseres Bildes stellt einige bewaldete, moosbewachsene Abhänge dar, von wo der Wanderer einen schönen Ueberblick über die paradiesische Gegend hat.

wenigstens von etwas Anderem. Nur der Baron war nicht anwesend, er war seit jenem Tage verschwunden, es hieß, er wäre auf eins seiner Güter gereist, Niemand aber wußte, in



Graf Eberhard zerschlägt das Siegel seines Vetters. (Mit Text auf Seite 48)

welcher Himmelsgegend diese Güter eigentlich lagen. Felix blieb hier bis zum anbrechenden Morgen, bis er taumelnd die Stätte verließ, wo man eine Orgie gefeiert hatte, um einige Stunden bleiernen Schlafes zu genießen. —

Die Untersuchung gegen den Disponenten Fernow hatte ihren gewöhnlichen Gang genommen, man war mit der Sorgfalt, welche die Criminal-Polizei überhaupt auszeichnet, vorgegangen, um irgend welches Material für und gegen ihn zu sammeln. Man hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt für das schwere Verbrechen finden können, Fernow hatte für die ganze verhängnißvolle Nacht ein glänzendes Alibi nachweisen können, es blieb nichts übrig, als ihn wegen mangelnder Beweise wieder zu entlassen.

Der Criminal-Commissarius, der ihn verhaftet hatte und der die Untersuchung geleitet hatte, sagte ihm zwar einige Worte des Bedauerns und des Mitgefühls, doch was konnte er damit dem Manne helfen, dessen Lebensnerv durch den schmachvollen Verdacht, der auf

ihn gelastet hatte, berührt war. Gebrochenen Herzens trat er auf die Straße, er war wohl frei, aber ehrlos.

Wie im Traume schritt er seiner Wohnung zu. Was nützte es ihm, daß der Criminal-Commissarius ihm gesagt hatte, er würde die Untersuchung nicht ruhen lassen, bis er doch endlich den Schuldigen gefunden hätte? Obgleich der Beamte das gut gemeint hatte, erblickte Fernow in seiner Gereiztheit doch eine Drohung in diesen Worten, er dachte an die einsame, öde Zelle mit den vergitterten Fenstern, wahrlich, es war kein Aufenthalt, um noch ferner Sehnsucht danach zu empfinden.

Er ging nach seiner Wohnung, auf der Straße war es ihm, als ob ihn ein Jeder ansehen mußte, daß er soeben aus dem Untersuchungsgefängniß entlassen worden war. In seiner Wohnung kam er sich ganz fremd vor, wehmüthig betrachtete er alle seine Sachen, es schien ihm garnicht, als ob sie ihm noch zugehörten, er ließ es nicht zu, daß seine Wirthin, bei der er schon viele Jahre wohnte, zu ihm in sein Zimmer kam, er wollte Niemand sehen, Niemand empfangen. Seufzend ließ er sich auf einen Stuhl nieder, beugte den Kopf auf den Tisch nieder und ließ sein ganzes vergangenes Leben noch einmal bei sich vorüberziehen. Wie oft hatte er das in seiner einsamen Zelle gethan, wie oft hatte er sich das Gehirn zermartert, um einen Grund zu finden, weßhalb gerade er ein so grausames Schicksal verdient habe.

Jetzt dachte er an das junge Mädchen, welches er nur zweimal gesehen hatte, und das er doch nicht vergessen konnte. Ob sie sich seiner wohl noch erinnerte, ob sie etwas von seiner Schmach erfahren hatte, ob sie wohl an seine Schuld glaubte? Wie oft hatte er sich während der letzten Tage diese Frage vorgelegt, er hatte den festen Entschluß gefaßt, sofort, wenn er frei wäre, offen zu ihr und ihrer Mutter zu gehen und zu fragen, ob er auf Erfüllung seines heißesten Wunsches rechnen durfte. Er hatte stark darauf gebaut, daß seine Unschuld glänzend nachgewiesen wurde, daß er frank und frei wieder als ehrlicher Mann unter die Leute treten durfte, daß sein Chef ihn um Verzeihung bitten würde wegen des Mißverständnisses, jetzt aber wagte er nicht aufzuathmen bei dem Gedanken, daß Jeder ihn für einen Dieb hielt, der seine Hände nach dem Eigenthum seines Herrn ausgestreckt hatte. Und doch litt es ihn nicht in dem engen Zimmer, er mußte hinaus, hinaus Athem schöpfen, die Zeit, die er hinter Kerkermauern zugebracht hatte, dünkte ihm eine Ewigkeit. Er sprang auf und trat vor den Spiegel. Fast erschrak er selbst bei seinem Anblick, sein Gesicht war fahl, ohne jede Farbe, wirr und unordentlich hingen ihm die Haare um den Kopf, so konnte er sich allerdings auch nicht zeigen. Er machte Toilette, wechselte die Kleider und ging auf die Straße. Wohin? Er wußte es selber nicht. Nach dem Geschäft des Herrn Blumberg wäre er um keinen Preis der Welt wieder gegangen, lieber in den Tod, als sich vielleicht den argwöhnischen Blicken des Bankiers und seines Sohnes auszusetzen. Wenn er an den Sohn dachte, so bäumte sich sein ganzes Inneres auf, ein wilder Zorn entbrannte in ihm, er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Mensch mit dem Verbrechen, welches man ihm zur Last gelegt hatte, in irgend einer Beziehung stände.

Planlos irrte er durch die Straßen, aber wider seinen Willen kam er immer dem Hause näher, wohin ihn sein Herz mit aller Sehnsucht zog.

(Schluß folgt.)



Die vereitelte Section.

Humoreske von Julius Stich.

(Nachdruck verboten.)

Das alte Haus, in welches wir unsere Leser einführen müssen, machte mit seinen vorstehenden Erkern, seinen schmalen Giebelfenstern eigentlich gar keinen unfreundlichen Eindruck. Nur die matte, graue Farbe, mit welcher es die unerbittliche Zeit überzogen hatte, verlieh ihm einen melancholischen Anstrich, aber dennoch stach es wohlthuend ab von der langen Reihe uniformirter Gebäude, welche die an dasselbe stoßenden Straßen bildeten. —

Die sommerliche Abendsonne vergoldete soeben mit ihren letzten Strahlen die Bäume des großen, verwilderten Gartens, der sich an das alte Haus anschloß, als sich oben ein kleines Fensterchen öffnete und ein rosiges Mädchenantlitz einen prüfenden Blick über die großen Bäume dahin schweifen ließ. Gleich darauf wurde das Fenster geschlossen, und das junge Mädchen trat kurze Zeit später aus dem Hause und eilte flüchtigen Schrittes in den Garten, in dessen dichtem Gestrüpp sie bald verschwunden war.

„Tine, Tine!“ ertönte eine schrille, knarrende Männerstimme aus dem Hause, der Ruf galt unbedingt dem jungen Mädchen. Ein alter Mann, mit faltigem, verwittertem Gesicht, trat ebenfalls aus dem Hause und schickte dem jungen Mädchen einen verwunderten, mürrischen Blick nach. Dann schüttelte er sein kahles Haupt und ging brummend in das Haus zurück.

Es war der alte, steinreiche Doktor Würmler, der als Junggeselle dieses Haus bewohnte. Er kannte nichts mehr auf der Welt, als seine physikalischen Präparate und Instrumente, mit welchen er sich ausschließlich beschäftigte. In seinen Arbeiten stand ihm sein Diener Friedrich zur Seite, ein alter, treuer Mensch, der im Laufe der Zeiten ebenso vertrocknet und mürrisch geworden war, wie sein Herr.

Die Wohnung und das Studirzimmer des Doktors lagen zu ebener Erde, und namentlich das letztere bot einen ganz originellen Anblick. Ueberall in dem großen Zimmer befanden sich Gegenstände seines Studiums, ausgestopfte Affen und Vögel, in blanken Gläsern ruhten wohl in Spiritus verwahrt Schlangen und Eidechsen, dazwischen standen und lagen werthvolle Instrumente, mit deren Reinigung Friedrich soeben beschäftigt war.

Friedrich war das Faktotum des Doktors, und er verdankte dieses Glück hauptsächlich seinem sonderbaren Aussehen. Der Doktor schwärmte nämlich für alles Bizarre und Absonderliche, und in Friedrich hatte er in dieser Beziehung gerade seinen Mann gefunden. Von einer früher überstandenen Krankheit war ihm nämlich eine Schwäche im Gesicht zurückgeblieben, so daß sich dasselbe bei der geringsten Gemüthsbewegung zu einem grinsenden Lächeln verzog.

„Friedrich,“ sagte der Doktor, als er in das Zimmer trat, „Friedrich, hast Du nichts an unserer Tine in den letzten Tagen bemerkt?“

„Nein,“ erwiderte dieser, indem er seinen Herrn verwundert ansah, und besprengte einen ausgestopften Buchfinken, den er reinigen sollte, mit Spiritus.

„Dann bist Du ein Schafskopf, Friedrich,“ entgegnete der Doktor würdevoll, „ich will Dir etwas sagen, sie ist entweder bereits verrückt geworden, oder sie steht im Begriff, es zu werden.“

„Gräßlich,“ meinte Friedrich und verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln. „Wie ist denn das gekommen, wenn ich fragen darf?“

„Das darfst Du,“ erwiderte der Doktor, „so höre denn zu.“

Friedrich grinste gespannt.

„Du hast gewiß von meinem lieben Bruder, dem Kreisrichter, gehört, der vor zwanzig Jahren selig in dem Herrn entschlafen ist?“

„Ja wohl, Herr Doktor.“

„Nun, er war verrückt, wie das alle Leute sind, die heirathen. Er machte vor langen Jahren mit mehreren seiner Freunde eine Landparthie nach einem Dorfe und lernte dort ein Mädchen kennen, die nichts besaß als ihr hübsches Gesicht. Mein lieber Bruder, Gott hab' ihn selig, war vernarrt genug, dieses Mädchen zu heirathen. Er bezog mit ihr hier die obere Etage unseres gemeinschaftlichen Hauses, und zuerst schien Alles gut zu gehen. Aber bald darauf wurde mein lieber Bruder traurig, er zankte sich häufig mit seiner besseren Hälfte, er schalt sie einfältig und führte in seinen Reden sehr häufig aus, daß er sich ihrer vor seinen Bekannten schämen müsse. Es blieb aber nicht bei diesen Reden allein, es gab auch hin und wieder Püffe und Stöße. Darüber wurde die junge Frau sehr verstimmt, und mein lieber Bruder noch mehr. Er ging in die Wirthshäuser und trank sehr viel, er trank so lange, bis er endlich von Amt und Würden kam, und hierüber trank er noch mehr, bis er eines Morgens erfroren in einer Gosse gefunden wurde. Seine Frau zog sich diesen Fall sehr zu Gemüth, sie starb schließlich daran, die böse Welt behauptete zwar, sie wäre an den erhaltenen Stößen und Püffen gestorben. Als ob Jemand an einem Puff sterben könnte! Nein, Friedrich, sie war auch verrückt, sie ist an ihrer Verrücktheit gestorben, und es thut mir nur leid, daß ich sie nicht seciren konnte, sonst hätte ich das gewiß konstatirt, und die Wissenschaft hätte mir sicher eine epochemachende Entdeckung verdankt. Meinst Du nicht, Friedrich?“

„O, sicher, Herr Doktor“ lächelte dieser.

„Alle Menschen müßten überhaupt nach ihrem Tode secirt werden,“ fuhr der Doktor fort, „und ich bin nur betrübt darüber, daß ich mich nicht selbst seciren kann. Aber, um auf unseren Fall zurückzukommen, ich bemerkte seit einigen Tagen bei unserer Tine ganz unverkennbare Spuren einer heranschleichenden Geisteskrankheit. Es wäre für uns ein unaussprechliches Glück, Friedrich, wenn dieselbe in unserem Hause zum Ausbruch käme, wenn wir den Verlauf derselben beobachten könnten,

und schließlich würde ich dann meine Nichte seciren können, und ganz unzweifelhaft würde mir der Nachweis gelingen, daß Geisteskrankkrankheiten erblich sind. Siehst Du, Friedrich, in meiner Familie scheint in dieser Beziehung überhaupt ein ganz sonderbares Malheur zu herrschen, denn auch meine andere Schwägerin, die Wittwe meines anderen lieben Bruders, des verstorbenen Oberlehrers in Bocksberg, leidet an stillem Wahnsinn, denn sie wollte mir einen Prozeß machen wegen des Nachlasses des Kreisrichters, dessen Wohnung noch heute ebenso unberührt steht, wie vor zwanzig Jahren. Sie will, glaube ich, heute noch die Hälfte davon haben, aber sie bekommt nichts. Ich habe immer liebenswürdig gegen meine Familie gehandelt, habe ich doch damals ihre achtjährige Range, den Richard, bei mir aufgenommen und ihm eine gute Erziehung geben lassen. Daß er spazieren gegangen und nicht zurückgekehrt ist, das ist gewiß doch nicht meine Schuld."

Der Doktor vergaß allerdings hinzuzufügen, daß es damals zwischen ihm und dem heranwachsenden Jüngling zu einer recht heftigen Erörterung gekommen war. Der Doktor wollte dem jungen Menschen mit aller Gewalt einreden, daß die medizinische Wissenschaft das einzige Fach sei, welchem sich ein anständiger Mensch widmen könne. Dabei entfiel zufällig ein Stiefelknecht seinen Händen, und es war gewiß nicht die Schuld des Doktors, daß er den jungen Mann an der Stirn verletzte, ebensowenig, daß den Doktor ein Vorwurf treffen konnte, daß sein Neffe in demselben Augenblick Nasenbluten bekam. Richard faßte jedoch die Sache etwas anders auf, er ging, wie sich der Doktor später ausdrückte, noch an demselben Abend spazieren, ohne jedoch zurückzukehren. Es waren seit diesem Vorfall eine ganze Reihe von Jahren verstrichen, das Zimmer Richards harrte immer noch seiner Rückkehr.

„Also, Friedrich, um auf unseren Fall zurückzukommen," fuhr der Doktor fort, „Du wirst die Tine jetzt aufmerksam beobachten, und wirst mir von jeder Veränderung, die Du in ihrem Wesen bemerkst, unverzüglich Kenntniß geben. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Herr Doktor, ich werde aufpassen," sagte Friedrich und über seine alten Züge flog das stereotype Lächeln.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und Tine — Ernestine hieß das junge Mädchen eigentlich — sprang in das Zimmer. Ihr Gesicht glühte und ihr Busen wogte auf und nieder. Sie ergriff stürmisch die alte, knochige Hand des Doktors, die sie mit heißen Küssen bedeckte.

„Aber, Kind, was ist Dir denn?" fragte der Doktor mit einem Anflug von Interesse, den er sonst nicht zeigte, „ist Dir ganz wohl? Dein Puls geht etwas stark!"

„Ach, lieber Onkel, mir ist ganz unaussprechlich wohl," entgegnete das junge Mädchen, indem es über und über erröthete.

„Ist Dir nicht bisweilen etwas schwindelig im Kopf?" fragte der Doktor weiter.

„Ein wenig wohl, aber nicht bedeutend," erwiderte Ernestine.

„Hast Du manchmal Herzklopfen?"

„Ach ja, Onkel, und das recht heftig!"

Des Doktors Augen leuchteten auf. Schwindel, Herzklopfen, starker Puls, das alles waren untrügliche Zeichen des herannahenden Wahnsinnes.

„Dann leg' Dich nur schlafen, Tine," sagte er gütig, „und rege Dich nicht allzusehr auf."

Das junge Mädchen küßte ihren Onkel zum Abschied, und dieser freute sich im Stillen über die heißen Lippen desselben.

„Nun, Friedrich," sagte er, nachdem Ernestine sich entfernt hatte, „jetzt beginnt Deine Aufgabe. Schleiche Dich hinauf nach ihrem Zimmer und sieh zu, ob Du sie belauschen kannst. Morgen früh erstattest Du mir dann ganz genauen Bericht." —

* * *

Als Friedrich am andern Morgen in das Arbeitszimmer seines Herrn kam, saß dieser schon an seinem Tisch. Er war in der letzten Zeit mit einer gelehrten Abhandlung beschäftigt gewesen, der er sich mit allem Eifer gewidmet hatte. Heute jedoch ruhte die Feder in dem tiefen Dintenfaß, sie bekam nasse Füße und ärgerte sich.

Der Doktor schien den Eintritt seines Dieners garnicht bemerkt zu haben, er schwieg wenigstens beharrlich und Friedrich, der es heute darauf ankommen lassen konnte, schien auch keine besondere Lust zum Sprechen zu haben.

„Er muß mir kommen," sagte er bei sich selbst, und holte einen ungeheuren, ausgestopften Pavian vom Gestell herab, dem er mit einer Bürste das Gesicht zu reinigen anfing.

„Hast Du etwas gesehen, Friedrich?" fragte der Doktor endlich.

„Jawohl, Herr Doktor," sagte der Diener feierlich lächelnd und trat an den Tisch seines Herrn. „Verlassen Sie sich darauf, Herr Doktor, unsere Tine ist wirklich verrückt."

„Wieso, sprich," entgegnete der Doktor gespannt.

„Nun, denken Sie sich, gestern Abend, als ich die Treppe hinaufging, zog ich mir natürlich die Stiefel aus. In dem Zimmer Ihrer Nichte war noch Licht, wie ich deutlich durch das Schlüsselloch bemerken konnte. Ich guckte natürlich hindurch und sah sie am offenen Fenster stehen. Ihr Haar war aufgelöst und sie schien sich mit dem Mond zu unterhalten. Plötzlich fuhr sie mit der Hand an den Mund und warf drei Kußhände in die Nacht hinaus, wahrscheinlich hatte Sie Jemand auf dem Mond bemerkt. Dann kam sie in das Zimmer zurück bis beinahe an die Thüre, so daß ich erschreckt zurückprallte. Als ich nach kurzer Zeit wieder frischen Muth schöpfte, sah ich sie am Tisch sitzen. Sie hielt etwas in der Hand. Ich sah es ganz deutlich, Herr Doktor, es waren vertrocknete Blumen. Erst roch sie an denselben, dann drückte sie ihre Lippen darauf, als ob sie davon essen wollte. Herr Doktor, thut ein vernünftiger Mensch so etwas? Keine Ziege würde von den vertrockneten Blumen fressen. Sie ist verrückt, das unterliegt keinem Zweifel mehr."

„Sollte es wirklich der Fall sein, Friedrich?" fragte der Doktor, und ein Strahl von banger Hoffnung leuchtete aus seinem Auge. „Ich würde mir die Leiche unter keinen Umständen entgehen lassen, wir würden dem Uebel ganz gewiß auf die Spur kommen."

„Sie ist bestimmt verrückt," lächelte Friedrich.

„Nun, Friedrich, dann laß sie nicht aus den Augen, beobachte Alles, was sie thut, auch die geringste Kleinigkeit kann für mich von unschätzbarem Werthe sein."

„Herr Doktor, ich habe schon etwas bemerkt," entgegnete Friedrich.

„Nun, was ist das?"

„Ja, unsere Tine sucht seit einigen Tagen mit Vorliebe immer einsame Lokalitäten auf. So ist sie stundenlang im Garten, ganz hinten bei dem alten Pavillon."

„So, was treibt sie denn da?"

„Ich weiß es nicht, Herr Doktor, aber ich werde es ausspioniren. Dabei ist sie immer so nett angezogen, sie sieht so abrett aus, daß man sich eigentlich darüber wundern muß, wie eine Verrückte soviel Sorgfalt auf ihren Anzug verwenden kann."

„Hm, hm," brummte der Doktor. „Man hat bisweilen ganz sonderbare Fälle von Geistesgestörtheit. Doch jetzt muß ich arbeiten, Friedrich, wenn sie in den Garten geht, dann schleiche ihr nach, sieh was sie thut."

Der Doktor ergriff seine Feder und machte sich an sein Werk. Friedrich bürstete das Fell des Pavians noch eine Weile, reinigte dann einige Gläser vom Staube und entfernte sich dann geräuschlos.

Er ging auf sein Zimmer und legte sich auf die Lauer, indem er den Garten sehr sorgfältig observirte.

Jetzt erschien Ernestine unten auf der Schwelle, Friedrich drückte sich oben fast die Nase platt an den Scheiben.

„Sie sieht eigentlich garnicht verrückt aus," sagte er vor sich hin, „ich muß aber doch wissen, weshalb sie die Einsamkeit so sehr sucht."

Das junge Mädchen ging scheinbar harmlos nach dem entfernteren Theil des Gartens zu, der in Folge zwanzigjähriger Vernachlässigung vollständig verwildert war.

Friedrich wartete oben noch eine geraume Zeit, bis er endlich die Courage fand, der jungen Dame zu folgen. Langsam und klopfenden Herzens nahm er denselben Weg wie diese, eine Parthie alter Bäume, umgeben von dichtem Gestrüpp nahm ihn auf, es wurde ihm schon etwas ängstlich zu Muth, aber er sah Niemand, es war so still rings um ihn herum, daß er langsam immer weiter ging. Jetzt kam er an die alte, verfallene Brücke, die über den Bach, der durch den Garten floß, führte. — Hinter derselben befand sich ein verfallener, verwitterter Gartenpavillon. Das alte, verfallene Gemäuer mit seinen zerbrochenen Scheiben kam ihm ordentlich unheimlich vor, er wagte nicht recht, auf dasselbe zuzugehen. Endlich überwog die Neugier seine Furcht, vorsichtig überschritt er den kleinen Rasenplatz, knarrend drehte sich die Thür in ihren verrosteten Angeln, Friedrich steckte vorsichtig den Kopf durch die Spalte, aber wie vom Blitz getroffen blieb er stehen — er erblickte vor der alten grauen Draperie, die mit todten Schmetterlingen und welken Blättern wie besät war, die Nichte seines Herrn, mit aufgelösten Haaren, eine goldene Papierkrone auf dem Kopf, mit einem bloßen Schwert in der Hand, das sie bei seinem Anblick drohend erhob.

Friedrich war an und für sich schon ein Hasenfuß, das gezückte Schwert aber flößte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er taumelnd vor Angst davonlief.

Mit fliegender Hast erzählte er seinem Herrn das Gesehene, auch dem Doktor wurde bange, aber er mußte sich von den Umständen persönlich überzeugen. Friedrich war zuerst nicht dazu zu bewegen, sich noch einmal nach dem unheimlichen Gartenhaus zu begeben, erst ein sehr energischer Befehl seines Herrn brachte ihn dazu, denselben zu begleiten. Der Doktor ergriff einen schweren, eisenbeschlagenen Stock, während Friedrich sich mit der Feuerschaufel bewaffnete, und die beiden alten Junggesellen traten ihren gefährlichen Marsch an.

Die Vorbereitungen hierzu hatten eine ganze Zeit in Anspruch genommen, dem Doktor war auch nicht ganz gut zu Muth, er blickte sich mehrmals um, ob sein tapferer Genosse ihm auch noch folge.

„Herr Doktor," stöhnte dieser hinter ihm, „gehen Sie nicht zu schnell, ich sage Ihnen, es ist riskant, sie hat das Schwert auf mich gezückt, sie wird auch Sie nicht verschonen."

Dabei lächelte er in wahrhaft herzzerreißender Weise.

Der Doktor blieb einen Augenblick stehen.

„Ach was," sagte er endlich, „wer weiß was Du gesehen hast, bist am Ende selbst verrückt, dann werde ich Dich auch seciren. Vorwärts."

(Fortsetzung folgt.)

Buntes Allerlei.

Prinzessin Beatrice von Großbritannien. (Zu unserm Bilde auf Seite 41.) Die am 14. April 1857 geborene Prinzessin ist die jüngste Tochter von Englands Königin Viktoria, war neuerdings in den Vordergrund des Interesses getreten, da man die liebenswürdige, anmuthige und kluge Königstochter in Verbindung mit einem deutschen Fürsten und einem englischen Gesetz gebracht hat, das — nicht angenommen wurde. Man sagt nämlich, es war im Werke, daß der Großherzog von Hessen die um 14 Jahre jüngere Schwester seiner verstorbenen Gemahlin Alice — eben jene Prinzeß Beatrice heirathen, aber da das englische Gesetz einem Wittwer die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Gattin verbietet, so ist die Vermählung der englischen Prinzessin mit dem Großherzog vorläufig unmöglich. Schon oft hat die englische Regierung im Verein mit den Freisinnigen des Parlaments versucht, die unsinnige Bestimmung durch ein neues Gesetz aufzuheben, was ihr aber stets von der starrsinnigen Majorität des Oberhauses abgelehnt wurde.

Graf Eberhardt zerschlägt das Siegel seines Vetters. (Zu unserem Bilde auf Seite 45.) Beim frühzeitigen Tode des Grafen Ludwig von Württemberg dem Aelteren, welcher die Uracher und dessen Bruder, Graf Eberhardt, welcher die Neufener und Stuttgarter Linie stiftete, übernahm der Letztere die Vormundschaft über dem 14jährigen Ulrich von Württemberg. Ulrich war ein lebhafter Charakter und hörte nicht auf seinen Vormund, was letzteren veranlaßte, das Siegel seines Vetters zu zerschlagen, was in damaliger Zeit als Ankündigung einer Fehde galt. Kaum vierzehn Jahre alt entfernte sich Ullrich heimlich aus Württemberg, trat gegen seinen Oheim auf und verlangte, daß er ihm selbst die Regierung überlasse. Unterstützt vom Kurfürsten von der Pfalz, seiner Mutter Bruder, setzte er sich auch wirklich wieder in Besitz seines Landes, dessen Bevölkerung ihn hoch verehrte. In geräuschloser, aber fester Thätigkeit, wirkte er für das innere Wohl desselben.

Er kann es garnicht aushalten. Ein Verbrecher wurde wegen vieler verübten Missethaten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Advocat welcher ihn vertheidigte, brachte eine Menge ihm wichtig scheinender Gründe zu seiner Vertheidigung vor, um eine Milderung des Urtheilspruches zu erlangen; der Hauptgrund aber, welchen er bis zum Schluß aufgespart, war der, daß der Angeklagte nach dem beigefügten ärztlichen Zeugniß, wegen seiner Kränklichkeit und schwächlichen Leibesbeschaffenheit eine lebenslängliche Zuchthausstrafe auszuhalten garnicht im Stande sei.

Goldene Sprüche. Ein lautloses Zürnen ist der schwülen Luft voll Wetterleuchten gleich: diesem wie jenem geht die wohlthätige Wirkung des Donnerwortes ab, und die Luft bleibt voll böser Dünste. — Das größte Genie, sich zu freuen, hat die Liebe; das meiste Talent, sich und andere zu quälen, die Eifersucht. — Die Vernunft ohne Religion ist wie ohne Land eine Kron'.

Räthsel.

Dünn ist die Wand, wodurch ich trenne
Den Sommer, den die Kunst Dir schafft,
Von aller Winde Wuth und Kraft.
Wenngleich ich mich auch Licht nicht nenne,
So geb' ich Dir doch Licht,
Damit Dir nicht
Die Tag' in Finsternissen,
Den Nächten gleich, verfließen.
Und daß der Sturm, der droht und weht,
Durch mich vor Dir vorübergeht.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Gerade das Gegentheil. „Wo ist Dein Vater?" fragte ein Herr den Sohn seines dem Trunke ergebenen Dieners. — „Er ist unten, Herr," sagte der Knabe. — „Und betrinkt sich, nicht wahr?" — „Nein, Herr, das nicht." — „Was macht er denn?" — „Er wird eben wieder nüchtern."

Der Hagestolz.

Du, wüster Hagestolz, weckst Mißbehagen! —
Dein Wesen ist von Bitterkeit durchdrungen,
Die Harmonie des Innern ist zersprungen,
Dich wird Genußsucht, Leidenschaft zernagen.

Der edl'ren Regung muß'est Du entsagen,
Hast Lieb' entweiht, die einst Dein Herz durchklungen;
In wildem Wahn' das Heiligste verschlungen.
Gewissenslos manch stilles Glück zerschlagen.

So taumle fort! erwachest einst mit Schrecken,
Wenn sich des Todes Arme nach Dir strecken,
Verlassen Du, nach Trost und Liebe schmachtest.

Ha, diese Stunde wird den Vorhang heben,
Entlarvt, verkrüppelt siehst Du dann Dein Leben!
Vergeltung nah't, die höhnend Du verlachtest.

Glückseligkeit. Der Minister von Coubière war in hohem Grade träge und legte einen großen Werth auf gemächliches Nichtsthun. Als einst Jemand die Bemerkung machte: „Die Seine tritt nie aus ihrem Bette," rief er: „Ach, wie glücklich ist sie!"

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Ohne Wasser? In Gibraltar war großer Wassermangel während einer Belagerung. Ein Offizier meinte, dieser Uebelstand berühre ihn nicht, weil er mit dem Wasser sich nicht einlasse; wenn er Morgens seinen Thee und Abends seinen Grog habe, so könne er das Wasser entbehren.

Scherzaufgabe.

Warum haben die Husaren krumme Säbel?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Ein Haarkünstler ist Friseur und die Sonne sehr früh.

Guter Empfang. Als der zum Statthalter von Irland ernannte Lord Harcourt gegen Erwartung schnell in Dublin angekommen war, eilte er nach dem Schlosse, wo noch sein Vorgänger, Lord Townshead, mit einer fröhlichen Gesellschaft bei einer Bowle Punsch saß. Die Verlegenheit des Zusammentreffens war nicht gering. Lord Twenshead aber sprach zu seinem Nachfolger: „Mylord, Sie kommen zwar ganz unerwartet, aber Sie werden uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir sie dessen ungeachtet doch nicht trocken empfangen."

* *
*

Gemeinnütziges. Das Zuwidersein häufig genossener Speisen ist ein wichtiger Fingerzeig der Natur. Der menschliche Organismus fordert die Abwechselung der Nahrungsmittel und es rächt sich sehr, wenn dieser Forderung nicht Folge geleistet wird. Die Zunge oder richtiger gesagt, unser Geschmacksinn ist daher eine Art Regulator. Am deutlichsten bemerken wir die regulirende Thätigkeit des Geschmacksinnes bei einem der wichtigsten Bestandtheile der Speisen, bei dem Salze. Eine Speise, welche zu wenig Salz enthält, schmeckt fade und wir fügen Salz hinzu; im umgekehrten Falle, von stark gesalzenen Speisen, sind wir wohl im Stande, eine kleine Menge zu genießen, allein bald sträubt sich unser Geschmack dagegen und gezwungenerweise hören wir auf zu essen. Wenn viele Leute glauben, der Sinn des Geschmackes sei nur dazu da, ihnen genußreiche und zwar sehr materielle Augenblicke zu verschaffen, so sind sie auf einem bösen Holzwege, denn der Geschmack ist nur dazu da, die verschiedenen Nahrungsmittel zu untersuchen, ob sie dem Körper zuträglich sind oder nicht, und somit eine wichtige Kontrolle, gewissermaßen das Amt eines Grenzwächters auszuüben über das tägliche Brot, das der Mensch zu seinem Unterhalte zu sich nimmt. Es ist daher von großer Wichtigkeit, den Geschmack rein zu halten und ihn nicht verkehrt zu erziehen. Durch den häufigen Genuß stark gewürzter, namentlich gepfefferter Speisen werden die Geschmacksnerven abgestumpft und die Unterscheidung der Speisen wird bedeutend erschwert. In ähnlicher Weise wirkt das Rauchen vieler und starker Cigarren. Am besten können wir die Empfindlichkeit und Richtigkeit des Geschmackes bei kleinen Kindern und sogenannten Naturmenschen beobachten. Das Kind weist jede Speise, welche im Salzgehalt, Gewürz u. s. w. nicht zu seinem Organismus paßt, zurück; es verabscheut den Kaffee, den Wein ebenso sehr, wie es die Milch und den Zucker liebt. Milch und Zucker sind ihm zuträglich und der Geschmack läßt sie willig passiren. Die Naturmenschen haben das bekannte Sprüchwort: „Was der Bauer nicht kennt, daß ißt er nicht!" d. h. Nahrungsmittel, die unser Geschmack nicht anerkennt, nehmen wir nicht zu uns.

Charade.

Mein Erstes geht und steht und liegt:
Zum Sitzen hat sich's nie gefügt.
Mein Zweites, Eins und vielgestaltig,
Ist unterthan und doch gewaltig.
Mein Ganzes, das beschützend wacht,
Und einen Theil des Zweiten macht,
Ist unentbehrlich in der Schlacht.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Arm, Arme, Armee. — Amor, Roma.

Redigirt von **John Schwerin** in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von **John Schwerin's Verlag, A.-G.,** in Berlin S., Mathieustr. 3.